

er und man ihnen das Geld der Klienten guten Gewissens anvertrauen konnte; er würde seine Reputation nicht aufs Spiel setzen, indem er aus vermeintlicher Notwendigkeit weniger befähigte, weniger vertrauenswürdige und dem Unternehmen weniger verpflichtete Leute einstellte.

Vor zwanzig Jahren hatte er von seinem Vater einen soliden Klientenstamm übernommen; zu dessen Zeiten hatte man sich darauf konzentriert, die Einkünfte aus den Besitzungen der adeligen Kundschaft zu verwalten. Er indes hatte größere Ambitionen und sich deshalb breiter aufgestellt: Er wollte das ihm anvertraute Vermögen nicht nur gewissenhaft verwalten, sondern vermehren.

Diese neue Ausrichtung hatte ihm das Interesse eher fortschrittlich gesinnter Kreise eingebracht, denn auch der alte Adel wollte sich zunehmend nicht mehr damit begnügen, das Familienerbe lediglich zusammenzuhalten, sondern teilte Montagues ganz persönliche Überzeugung, dass man Geld am besten für sich arbeiten ließe.

Frühe Erfolge hatten das Geschäft kräftig angekurbelt. Mittlerweile stand sein Name für sachkundige Investments und eine finanzielle Begabung, die ihresgleichen suchte.

Aber selbst Erfolg begann irgendwann zu langweilen – oder zumindest den Reiz der ersten Jahre zu verlieren und nicht mehr so erfüllend zu sein, wie er es einmal war.

Draußen schien wieder Ruhe eingekehrt; er hörte Slocum, seinen Büroleiter, wie er eine trockene Bemerkung gegenüber Phillip Foster, Montagues Juniorassistenten, fallen ließ. Kurzes Lachen von den anderen, die da waren Thomas Slater, der Bürogehilfe, und Reginald Roberts, der Laufbursche, dann senkte sich wieder arbeitsame Stille über den Raum, in der nur ab und an das Umblättern einer Seite zu hören war, leises Papiergeraschel, das kurze Klacken, wenn ein Ordner geschlossen und zurück ins Regal geschoben wurde.

Montague versenkte sich wieder in die Welt der herzoglichen Schafzucht des Duke of Wolverstone, die er von ihren Anfängen bis zum mittlerweile internationalen Erfolg begleitet hatte. Über solche Ergebnisse konnte er sich nach wie vor freuen – wenn auch nicht mehr gar so sehr wie am Anfang, so erfüllte die Arbeit ihn nach wie vor mit Genugtuung, wenn nicht gar einem gewissen Glücksgefühl. Er prüfte und verglich, analysierte und evaluierte, fand derzeit aber nichts, das sein Eingreifen erfordert hätte.

Als er das Ende der Bilanz fast erreicht hatte, hörte er, dass man sich draußen in dem großen Vorzimmer, in dem seine Mitarbeiter ihren Dienst versahen, zum Feierabend rüstete.

Schubladen wurden geschlossen, Stühle zurückgeschoben, ein paar Worte gewechselt, nette Belanglosigkeiten darüber, was der Abend noch bereithielt, die kleinen Freuden, die seine Männer daheim erwarteten. Frederick Gibbons, Montagues Seniorassistent, war gerade zum dritten Mal Vater geworden. Die Kinder von Slocum waren schon fast mit der Schule fertig, während bei Thomas Slaters Frau die Geburt ihres ersten Kindes unmittelbar bevorstand. Selbst auf Phillip Foster, der bei seiner Schwester lebte, wartete eine Schar kleiner Nichten und Neffen, und Reginald war eins von sieben Kindern einer trubeligen Großfamilie.

Jeder von ihnen hatte jemanden, der zu Hause auf ihn wartete, jemanden, der ihn mit einem Lächeln und einem Kuss auf die Wange begrüßen würde, wenn er zur Tür

hereinkam.

Nur Montague nicht.

Der Gedanke, messerscharf und glasklar, riss ihn endgültig aus seiner Versenkung. Mit einem Schlag wurde ihm bewusst, welch einsames Dasein er führte, und dieses Gefühl, das ihn in letzter Zeit immer stärker beschlichen hatte, die Gewissheit, dass es niemanden gab, der ihm zugeneigt war und ihn an diese Welt band, wurde auf einmal übermächtig.

Draußen verabschiedeten sich die Ersten, auch wenn die Grüße nicht ihm galten; seine Mitarbeiter wussten, dass er bei der Arbeit nicht gestört werden wollte. Die Tür wurde mehrmals geöffnet und geschlossen. Slocum würde der Letzte sein und nun jeden Moment an der Tür zu Montagues Büro auftauchen, um ihm mitzuteilen, dass für heute alles erledigt sei und es keine Probleme zu erörtern gab.

Die Tür ging auf – aber nicht die zu seinem Büro, sondern jene zum Vorzimmer.

»Entschuldigen Sie, Ma'am«, hörte er Slocum sagen, »aber wir haben bereits geschlossen.«

Die Tür ging wieder zu. »Mir ist bewusst, dass Sie Feierabend machen möchten, aber ich hatte gehofft, dass Mr. Montague jetzt vielleicht ein paar Minuten für mich erübrigen könnte ...«

»Tut mir leid, Ma'am, aber Mr. Montague nimmt keine neuen Klienten an – es hätte uns allen eine Menge Ärger erspart, wenn die *Times* gleich darauf hingewiesen hätte.«

»Das kann ich gut verstehen, aber ich möchte nicht als neue Klientin angenommen werden.« Die Frau sprach mit fester, klarer Stimme und schien dem Vernehmen nach gebildet. »Ich hätte Mr. Montague ein Angebot zu machen, uns einmalig in einer sehr rätselhaften finanziellen Angelegenheit zu beraten.«

»Aha.« Slocum schien unsicher, wie er weiter verfahren sollte.

Montagues Neugier hingegen war geweckt. Er klappte die Wolverstone'sche Bilanz zu und stand auf. Es war eher ungewöhnlich, dass eine Dame ihr Büro aufsuchte, zumal, wenn es um die Auftragsvergabe ging. Montague konnte sich nicht entsinnen, jemals von einer Frau angesprochen worden zu sein, zumindest nicht beruflich.

Er öffnete die Tür seines Büros und trat ins Vorzimmer.

Slocum drehte sich nach ihm um. »Sir, die Dame ...«

»Ja, ich habe es schon gehört.« Er richtete seinen Blick auf besagte Dame, die sehr aufrecht, den Kopf erhoben, vor Slocum stand. Wie von fern drangen seine eigenen Worte zu ihm. Hatte er das wirklich gesagt?

Derweil richtete auch die Dame, die von mittlerer Statur war, weder zu schlank noch zu füllig, sondern genau richtig proportioniert, ihren Blick auf ihn, sah ihn mit einer Offenheit an, die ihn sofort für sie einnahm und sein Interesse weckte. Unter weich sich wellendem, dunklem Haar und fein geschwungenen Brauen fand er seinen eigenen Blick aus erstaunlich hellen blauen Augen erwidert.

Als er zu ihr ging, von ihr angezogen wie von einer unbekanntem Macht, die ganz sicher mehr als reine Höflichkeit war, weiteten ihre Augen sich kaum merklich, doch schon hob sie das Kinn, und ihre rosigen Lippen öffneten sich zu einer ganz simplen Frage: »Mr. Montague?«

Er blieb vor ihr stehen und verbeugte sich. »Miss ...?«

Sie reichte ihm die Hand. »Ich bin Miss Matcham und komme im Auftrag von Lady Halstead, für die ich arbeite.«

Er gab ihr die Hand, schloss seine Finger kurz um ihre, die überraschend langgliedrig und zart waren, doch zu seinem Bedauern musste es bei einer kurzen, rein geschäftsmäßigen Begrüßung bleiben. »Verstehe.« Er ließ ihre Hand wieder los und trat einen Schritt zurück, deutete zu seinem Büro. »Vielleicht möchten Sie sich einen Moment setzen und mir erklären, in welcher Angelegenheit ich Lady Halstead unterstützen kann.«

Sie neigte anmutig den Kopf. »Danke.«

Als sie an ihm vorbeiging, betörte ein feiner Hauch von Rosen und Veilchen seine Sinne. Er schaute zu Slocum. »Schon gut, Jonas. Sie können ruhig nach Hause gehen – ich schließe nachher ab.«

»Danke, Sir.« Slocum senkte die Stimme. »Nicht gerade unsere übliche Klientel. Ich frage mich, was sie wohl möchte.«

Das fragte Montague sich auch mit zunehmend gespannter Erwartung. »Vermutlich werde ich es gleich herausfinden.«

Slocum verabschiedete sich, nahm seinen Mantel und ging. Sowie die Tür sich hinter ihm schloss, ging Montague zu Miss Matcham, die am Durchgang zu seinem Büro stehen geblieben war.

Er bedeutete ihr einzutreten und folgte ihr. Kurz stellte sich die Frage, inwiefern es sich schickte, hier mit einer jungen Dame allein zu sein, aber nach einem weiteren Blick auf seine Besucherin ließ er einfach die Tür zum Büro offen, womit dem Anstand Genüge getan sein sollte. So jung war sie schließlich nicht mehr. Wenngleich er nicht gerade ein Experte auf diesem Gebiet war, würde er Miss Matcham auf Anfang dreißig schätzen.

Sie trug ein Tageskleid aus feinem violetterm Wollstoff und einen dazu passenden Filzhut, der fest auf ihrem Kopf saß und, obwohl durchaus schick, nicht der neuesten Mode entsprach. Die Tasche, die sie bei sich hatte, wirkte eher praktisch als dekorativ.

Vor dem Schreibtisch blieb sie stehen und sah ihn an. Er trat um den Schreibtisch herum und deutete auf einen der bequemen Besucherstühle, die davor standen. »Bitte, nehmen Sie doch Platz.«

Sie setzte sich, und in der Art, wie sie dabei ihren Rock unter sich zog, zeigte sich wieder jene natürliche Anmut, die ihm bereits vorhin aufgefallen war. Er setzte sich ebenfalls, schob die Unterlagen von Wolverstone beiseite und stützte die Arme vor sich auf den Tisch, verschränkte die Hände und richtete den Blick auf sie, zweifellos fasziniert von ihrem Gesicht. »So. Womit kann ich Ihnen – oder vielmehr Lady Halstead – denn nun dienen?«

Violet zögerte, denn obwohl sie und Lady Halstead alles so gründlich geplant hatten und nun auch alles nach Plan lief, denn sie war hier – wer hätte das gedacht? –, hörte sie sich auf einmal sagen: »Bitte verzeihen Sie mein Zögern, Sir, aber ich hatte Sie mir ganz anders vorgestellt.«

Seine Augenbrauen – gepflegte braune Brauen, die sich über ungewöhnlich runden Augen wölbten, die ihn vertrauenswürdig wirken ließen, ganz gleich, ob er es nun war oder nicht – hoben sich in sichtlichem Erstaunen.

Der Anblick ließ sie lächeln; vermutlich kam es nicht oft vor, dass er überrascht war. »Unter dem erfahrensten und rechtschaffensten Vermögensverwalter Londons hatte ich mir eher einen alten, pedantischen und leicht verschrobene[n] Herrn vorgestellt, mit tintenfleckigen Fingern und buschigen weißen Brauen, der mich argwöhnisch über den Rand seiner Brille mustern würde.«

Montague blinzelte, ein langsames Senken der Lider, ehe er sie wieder ansah mit seinen goldbraunen Augen. Dass sie braun waren, fiel ihr erst jetzt auf, ein helles Braun, wie seine Haare, die auch etwas heller waren als ihre eigenen, und die Augen warm, bernsteinfarben. Doch am meisten Eindruck hatte sein Gesicht auf sie gemacht – und tat es noch –, seine ganze Erscheinung. Und während sie ihren Blick über die breite, kräftige Stirn, die glatt rasierten Wangen mit den starken Wangenknochen, das markante Kinn gleiten ließ, hob er plötzlich seine rechte Hand und spreizte die Finger.

»Hier, schauen Sie«, sagte er und deutete auf Zeige- und Mittelfinger, wo tatsächlich Tintenflecke zu sehen waren, etwas verblasst schon, aber deutlich erkennbar. Dann beugte er sich zur Seite und griff nach einer goldgerahmten Brille. »Und die habe ich auch. Wenn es für Sie hilfreich wäre, könnte ich sie aufsetzen. Nur bei den weißen Brauen und dem argwöhnischen Blick müsste ich passen.«

Sie schaute in seine Augen, sah den Humor darin aufblitzen und musste lachen.

Er stimmte kurz ein, lachte übers ganze Gesicht, und auf einmal wirkte er noch jünger – zumindest deutlich jünger als Mitte vierzig, worauf sie ihn geschätzt hätte.

Sympathisch, solide, verlässlich; alles an ihm – seine Erscheinung, seine Miene, sein Auftreten und seine ganze Art – schien diesen Eindruck zu bestätigen. Auf einmal fand sie selbst das überschwängliche Lob der *Times* nicht mehr übertrieben.

»Entschuldigen Sie bitte.« Sie bemühte sich um Ernst, doch dieses verräterische Lächeln wollte einfach nicht von ihren Lippen weichen. Erst als sie sich aufsetzte, merkte sie, wie entspannt sie sich in ihren Stuhl zurückgelehnt hatte. »Meinem kleinen Heiterkeitsausbruch zum Trotz bin ich tatsächlich im Auftrag Lady Halsteads hier, um etwas Geschäftliches mit Ihnen zu besprechen.«

»In welcher Beziehung stehen Sie zu ihrer Ladyschaft?«

»Ich arbeite für sie als ihre Gesellschafterin.«

»Sind Sie schon lange bei ihr?«

»Über acht Jahre.«

»Und was kann ich für ihre Ladyschaft tun?«

Violet sammelte sich einen Moment. »Lady Halstead beschäftigt bereits jemanden, der sich um ihre finanziellen Belange kümmert – Runcorn & Son, falls Ihnen das etwas sagt. Die Halsteads hatten den Vater des jetzigen Mr. Runcorn vor über dreißig Jahren mit der Verwaltung ihrer Güter betraut, sein Sohn hat die Geschäfte erst kürzlich übernommen. Ich möchte betonen, dass Lady Halstead nichts an den Fertigkeiten des jungen Runcorn zu beanstanden hat – nur dass er eben nicht der alte Herr ist, wenn Sie wissen, was ich meine. Jüngst wurde eine Unstimmigkeit auf dem Bankkonto ihrer

Ladyschaft festgestellt, die bislang nicht zu klären war, und Lady Halstead glaubt, dass es Mr. Runcorn vielleicht an der nötigen Erfahrung fehle, das Problem zu lösen. Zumindest nicht so zufriedenstellend, wie sie sich das wünscht.« Violet begegnete seinem Blick. »Ich sollte noch hinzufügen, dass Lady Halstead verwitwet ist. Ihr Gatte, Sir Hugo, verstarb vor zehn Jahren, und sie selbst ist mittlerweile recht betagt. Die Unstimmigkeit auf ihrem Konto kam eigentlich nur deshalb ans Licht, weil Lady Halstead gemäß des Versprechens, das sie Sir Hugo gab, ihre persönlichen Angelegenheiten und die der Familie in Ordnung bringen wollte, wenn es dann an der Zeit dazu ist.«

Montague nickte. »Verstehe. Und was soll ich nach Ansicht ihrer Ladyschaft in der Sache unternehmen?«

»Lady Halstead möchte, dass Sie sich ihr Bankkonto einmal ansehen und dem Rätsel auf den Grund gehen. Sie kann sich nicht erklären, was dort vor sich geht, braucht aber eine Antwort, die ihr Gewissheit gibt, dass alles korrekt ist. Im Grunde geht es darum, eine zweite Meinung einzuholen – eine Art Beratung, ein Gutachten –, mehr wäre es nicht.« Violet sah Montague an und setzte ruhig nach: »Mir hingegen geht es vor allem darum, einer liebenswerten alten Dame unnötige Aufregung zu ersparen. Deshalb bin ich hier. Ich möchte Sie bitten, ihr einfach die nötige Rückversicherung zu geben, die sie für ihren Seelenfrieden braucht.«

Montague erwiderte ihren Blick, dann spielte ein Lächeln um seine Mundwinkel. »Das haben Sie sehr schön ausgedrückt, Miss Matcham.«

»Ich versuche, das mir Mögliche zu tun, Sir.«

Loyalität war in Montagues Augen eine sehr löbliche Eigenschaft. »Können Sie mir kurz schildern, was es mit diesen Unregelmäßigkeiten auf dem Bankkonto auf sich hat?«

»Das würde ich gern Lady Halstead überlassen.« Als ahne sie die Frage, die er sich im Stillen stellte, fügte sie hinzu: »Allerdings habe ich genug gesehen, um bestätigen zu können, dass es diese Unregelmäßigkeiten tatsächlich gibt und sich bislang keine Erklärung dafür hat finden lassen. Das Gutachten von Mr. Runcorn kenne ich allerdings nicht, weshalb ich kein Urteil dazu abgeben kann.«

Ach, wären nur all seine Klienten so umsichtig und vernünftig! Montague riss sich schweren Herzens von Miss Matchams betörenden Augen los und konsultierte seinen Kalender. »Gut ... Ich könnte morgen Vormittag eine halbe Stunde für Lady Halstead erübrigen.« Er schaute auf. »Zu welcher Zeit würde es am besten passen?«

Miss Matcham lächelte – kein strahlendes, sondern eher ein sanftes Lächeln, das ihn aber umso mehr berührte und durch seine für gewöhnlich undurchdringliche, professionelle Fassade drang und sein Herz erwärmte. Er blinzelte und musste seine Sinne rasch wieder zusammennehmen, als sie erwiderte: »Am späten Vormittag wäre es am besten. Wollen wir elf Uhr sagen? Lowndes Street Nummer vier, gleich unterhalb des Lowndes Square.«

Montague hielt die Feder mit fester Hand und konzentrierte sich darauf, Zeit und Anschrift einzutragen. »Hervorragend.«

Er hob den Blick, sah, dass Miss Matcham bereits Anstalten machte zu gehen, und stand ebenfalls auf.